

Ruth Werner · Sonjas Rapport

Ruth Werner

Sonjas Rapport

neues leben

Inhaltsverzeichnis

Deutschland 1918–30	7
China 1930–33	31
Moskau und Mandschurei 1933–35	115
Polen und Sowjetunion 1936–38	175
Schweiz 1939–41	215
England 1941–50 und Rückkehr nach Berlin	267
Die Forderung der Zeit verstehen	
<i>Mit den Kindern von Ruth Werner im Gespräch</i>	347

Deutschland 1918–30

Nach dem Tode der Mutter im Jahr 1947 fanden ihre sechs Kinder, die nun schon lange Zeit Erwachsene waren, sorgsam aufgehobene Briefe wieder, die sie an die Eltern geschrieben hatten. Jeder nahm die seinen an sich.

Der älteste meiner Briefe, den ich in den Händen halte, trägt die Handschrift der Zehnjährigen und wurde im ersten Weltkrieg, im Hungerjahr 1918, acht Monate vor der deutschen Revolution, geschrieben. Ich war wegen starken Untergewichts zu Bekannten aufs Land geschickt worden, es gab dort eine Tochter meines Alters.

„Großmarzehns, 30. März 1918

Liebe Mutter! Ich habe mich sehr über Deine Karte gefreut. Am Tage habe ich gar keine Sehnsucht nach Euch, bloß wenn ich abends im Bette liege. Heute unterhielt ich mich mit Herrn Fingerhut, welcher Ernas Großvater ist. Eine seiner vielen Fragen lautete: ‚Ja!‘ Dann gab es Abendbrot. Erst kam eine große Schüssel voll Bratkartoffeln, da sagte Herr Fingerhut: ‚Die ißt Erna ja allein auf!‘ Sofort kam noch eine herein.

Die Kartoffeln schwammen im Fett. In den Kartoffeln waren vier Eier und kleine Speckstückchen. Danach konnte man noch Gelee mit Vanilletunke nehmen. Dann ging ich todsatt ins Bett.

Gruß von Deiner glücklichen Tochter.

Kannst Du Dir denken, daß ich, solange ich hier bin, erst vier Stullen gegessen habe, weil es so schöne andere Sachen gibt? Das stimmt nämlich.“



Ein Jahr alt



Sechs Jahre alt

Im Sommer desselben Jahres wurde ich mit meiner sechs Jahre alten Schwester in ein Kinderheim der Stadt Berlin an die Nordsee verschickt. Die kleine Schwester, noch nie von zu Hause fort gewesen, weinte viel. Ich nannte sie „Heulchen“.

Juli 1918

„Liebe Mutti ... Heulchen hat sich mit dem Brief gefreut, aber wenn ich ihr jedesmal für ihre Tränen noch einen Bonbon geben soll, dann wäre bald ganz Berlin verarmt. Beim Essen sitzt sich nicht mehr neben mir, aber glaubst Du, das macht ihr was aus? Sie ist froh, daß ich nicht immerfort sage, sie soll ordentlich essen. Sie ißt nämlich immer um das Brot rum, daß der Happen dicke Butter bis zuletzt bleibt. Wir essen überhaupt rasend viel. Spare man schon. Die Schwester hier sagt, in Berlin gibt es keine Kartoffeln. Für gewöhnlich ist Heulchen brav. Und jeden Abend knuddelt sie mich halbtot.“



Unser weitläufiges Haus

August 1918

„Liebe Mutti, denke Dir, Heulchen hat drei und ich vier Pfund zugenommen! Ich will Dir etwas erzählen. Ein Transport sollte fahren, 600 Stullen waren geschnitten, die Koffer gepackt und nach unten geschafft. Am Morgen sollten sie fahren, und da kam ein Telegramm, in Hamburg sei Streik und man könne nicht fahren. Jetzt sind sie immer noch da.

Ich habe mich schon oftmals mit Herrn Stadtrat Rabnow, welcher jetzt hier ist, unterhalten. Mir ist dann wie bei einem Examen, er stellt so knifflige Fragen. Herr Rabnow sagt, er hat immer gedacht, daß Vater ein ‚Pazimist‘ ist. Ich glaube, so war das Wort – es bedeutet ‚für den Frieden‘.

Liebe Mutti, halte Dich fest, jetzt kommt die Beichte: Meine Schürze hat einen unstopfbaren Riß, Heulchens Rock ganz mürbe. Nur noch zwei Haarschleifen übrig.“

Eine Besonderheit meiner Jugendzeit war der Widerspruch zwischen der großen Villa am Schlachtensee, in der wir wohnten, und unserem relativ einfachen Lebensstandard. Vaters wissenschaftliche Tätigkeit diente den Interessen der Arbeiterklasse. Sein Name: René Robert Kuczynski; sein Beruf: Ökonom. Vaters Einkommen war für eine so große Familie nicht sehr hoch. Die Jahre der Inflation verschärften die Situation. So lebten wir durchaus vergnügt, aber viel bescheidener, als man vermutet hätte, in dem weitläufigen Haus, das ein wohlhabender Großvater ermöglicht hatte. Über Mutters Sparsamkeit amüsierten wir sorglosen Kinder uns häufig.

Ein Brief vom Sommer 1923. Ich beendete die Zehnklassenschule (Lyzeum), war sechzehn Jahre alt und wußte schon recht gut, was ein „Pazimist“ ist. Die Inflation hatte begonnen. Von einer Schülerferienreise sandte ich eine Postkarte nach Hause.



Die Mutter



Der Vater

„11. Juli 1923

... die Preise sind hier haarsträubend, ich mußte mir 50 000 Mark borgen. Brot haben wir zum Glück auf Marken bekommen. Schicke bloß nicht den Hut. Wenn Du mir was schicken willst, dann Wurst! Die kostet hier 15 000 Mark das Viertelpfund. Und falls Du schickst, eventuell auch Zucker, nötig ist es nicht, aber schön wäre es ...“

Im August 1923 waren die Eltern verreist. Ich schrieb von zu Hause an sie:

„Lieber Vater, der letzte Brief, der an Dich abgeht, ist mir der liebste, weil Ihr ja nach diesem Brief selbst kommt. Heute herrscht große Aufregung wegen des Dollarsprunges auf drei Millionen*. Wir waren vor- und nachmittags einkaufen.

Sehr hoffnungsvoll für Dich, im ‚Zehlendorfer Anzeiger‘ war der erste Satz des Leitartikels ‚Die Statistiker sind die Zukunft Deutschlands‘.

Mutti, wir sind hier ohne ein Gramm Zucker. Das ist schrecklich. Zu Vaters Geburtstag wird wohl keiner dasein. Mit dem Mehl – ja, sechs Abschnitte hatte ich gefunden, aber die hatte ich schon längst geholt, die Kinder essen so viel.“

Mit den „Kindern“ waren meine jüngeren Geschwister gemeint und mein Bruder Jürgen, der zweieinhalb Jahre älter ist als ich.

1924 begann meine Lehre in der Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften R. L. Prager, Berlin NW, Mittelstraße.

Seit zwei Jahren las ich fast ausschließlich fortschrittliche Literatur: Jack Londons Werke, Gorkis Kurzgeschichten, das erste Buch von Lenin, das auf deutsch erschien, und Rosa Luxemburgs „Briefe aus dem Gefängnis“, wo sie wegen ihrer revolutionären Ideen und ihres Kampfes für die Arbeiterklasse saß. Wie stark sie war und gleichzeitig wie warmherzig! Und wie sie die Natur liebte – genau wie ich. Ihr Foto zeigte, daß sie nicht so hübsch aussah – genau wie ich, dachte ich, aber

* 1 Dollar = 3 Millionen Mark (alle Anmerkungen stammen von der Autorin selbst)



Die Geschwister v.r. Jürgen, Ursula, Brigitte, Barbara, Sabine (Bine), Renate (Reni)



Die Lehre – mit Bücherkarren durch Berlin

natürlich viel intelligenter.

Ich sah den Reichtum der wenigen, die Armut der vielen, die bettelnden Arbeitslosen an den Straßenecken, dachte über die Ungerechtigkeit dieser Welt nach und wie man sie beseitigen könnte. Nun kam der krasse Gegensatz zwischen dem Zuhause und der Lehrstelle hinzu. Die Furcht erwachsener Menschen, die an jedem Monatsende vor der Entlassung zitterten. Meine Freundin Marthe war das erste Opfer.

Ebenfalls Lehrling in der Buchhandlung war Heinz Altmann, Mitglied des kommunistischen Jugendverbandes. Er gab mir den letzten Anstoß, ich trat in den KJVD ein.

Die erste Demonstration, an der ich teilnahm, war die am 1. Mai 1924. Wir trugen Banner mit Parolen wie „Hände weg von Sowjetrußland“, „Kampf gegen Arbeitslosigkeit“, „Kampf für den Acht-Stunden-Arbeitstag“. Und dann kam plötzlich die Polizei und griff uns mit ihren Gummiknüppeln an; ein Hüne von Polizist ging auf ein zartes Ding von 17 Jahren los! Und wie das wehtat, man kann praktisch nicht mehr richtig atmen. Ein Genosse zog mich von der Straße weg in eine Tor-

einfehrt. Viele verließen die Demonstration unter Schmerzen und gingen nach Hause, andere marschierten weiter, neue kamen hinzu. Ich blieb auf der Demonstration, nicht ahnend, daß dies eine Entscheidung für mein weiteres Leben war.

Ein Brief aus meinem Urlaub während der Lehre.

August 1925

„... ich fühle mich ungeheuer wohl hier im Gebirge. Wie schön es eigentlich ist, geht mir gar nicht so auf, weil ich keine Vergleiche ziehe mit einem Neunstundenarbeitstag bei Prager, sondern Arbeit und Berlin vergißt man hier einfach. Gestern Deine Karte, Mutti, nur möchte ich Dich bitten, auch wenn es Geld spart, möglichst keine Marken aus der Eiszeit zu benutzen, denn jetzt sind andere Briefträger als damals dran, und ich muß Strafporto zahlen.

Jürgen könnte auch einen Brief zwischen seinem ‚Marx‘ schicken.* Ich kriege unglaublich viel Post. Sogar der Billettknipser vom Bahnhof Zehlendorf-West hat mir eine Karte geschickt.

Lieber Jürgen, Marx allein zu lesen ist langweilig, schwer, unverständlich. Ich lese jetzt Wittfogel, ‚Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft‘, das verstehe ich besser.“

Brief aus Schlachtensee an die Eltern, die verreist waren.

„9. September 1925

Liebe Eltern, Eure Nachrichten sind wirklich inhaltslos und spärlich, noch dazu, weil man höchstens die Hälfte auf Muttis Karten lesen kann.

Sonntag war Internationaler Jugendtag. 10000 Jugendliche waren da; sehr erfreulich. Wann kommt Ihr wieder? Bleibt noch recht lange weg, hier geht es noch wochenlang ohne Euch in bester Ordnung. Nächstens geht eine Jungarbeiterdelegation nach Rußland. Also wundert Euch nicht, wenn die nächste Ansichtspostkarte von mir

* *Mein Bruder schrieb damals sein erstes Buch, „Zurück zu Marx“*

aus Sowjetrußland kommt. Übrigens komme ich leider nicht in Frage dafür.

In der kommunistischen Jugend rasend zu tun. Gleich nach dem Brief hier werde ich ein Referat für morgen über ‚Gewerkschaften und Jungarbeiter‘ machen. 75 Prozent unserer Gesamtarbeit muß jetzt Gewerkschaftsarbeit sein.“

Den Urlaub im zweiten Lehrjahr verbrachte ich in Ahrenshoop.

„3. August 1926

An alle! Also hier ist es fabelhaft. Ich wohne bei einer alten Frau, ein Zimmer mit Bettwäsche ohne Pension 15 Mark die Woche ... Mir gegenüber wohnt noch ein Gast. Damit es mit dem einzigen Hausschlüssel keine Verwirrung gibt, gehe ich durchs Fenster in mein Zimmer.

Tante Alice* ist so nett zu mir, wie ihre Kleider scheußlich sind. Ihr Sonntagskleid hat 24 Knöpfe auf dem Rücken, ich muß die immer zumachen.

Das Publikum hier: Es kommen etwa 50 ‚Skandalanzeiger‘** und sechs ‚Vossische Zeitungen‘*** für die Gäste ins Dorf.“

In den folgenden Jahren war Vater jeweils sechs Monate zu Forschungsarbeiten über das amerikanische Finanzkapital in den USA. In der Zeit – die Mutter begleitete ihn – übernahm eine Bekannte den Haushalt, und ich wurde „Oberhaupt“ der Familie. Als mein Bruder Jürgen 1926 ein postgraduales Studium in den USA aufnahm, gingen viele Briefe nach Amerika.

* Tante Alice, Vaters Schwester, wurde mit ihrem Mann kurz vor Kriegsende in Theresienstadt umgebracht

** Lokalanzeiger, reaktionäre Zeitung, Hugenbergpresse

*** demokratisch-bürgerliche Zeitung, Ullstein

Schlachtensee, September 1926

„Liebe Mutti – der erste Amerikabrief. Ich kann mich nur darauf verlassen, daß Deinem mütterlichen Gefühl auch die Kleinigkeiten, die vor zwölf Tagen waren, noch interessant sind. Tatsächlich passiert nichts. Das sollte Dir ein Beweis sein, wie ruhig auch ohne Dein Hiersein alles im Hause seinen Gang geht. Reni* wird immer komischer. Jeder strahlt, der sie sieht. Sage Vater und Jürgen, gestern war Protestkundgebung gegen Hohenzollernvergleich im Sportpalast, 20000 Menschen.

Tausende keinen Einlaß. Ledebour** sprach, daß man es bis auf den letzten Platz hören konnte. Dann Thälmann, Friedländer vom Bund sozialistischer Ärzte, Wilhelm Pieck, Anna Schulze, SPD-Rußland-delegierte. Vati hätte sicher auch gesprochen, wenn er hiergewesen wäre. Es war riesig eindrucksvoll.“

Vater war Vorsitzender des Ausschusses für Fürstenenteignung, der den Volksentscheid gegen die Abfindung der Fürsten im Juni 1926 eingeleitet und organisiert hatte.

Seit Mai war ich Mitglied der Kommunistischen Partei. In diesem Frühjahr wurde in der KPD unermüdlich für diesen Volksentscheid gearbeitet.

Nachdem ich in einem Monat vierundzwanzig Abende unterwegs war, bat die Mutter den Vater, ein ernstes Wort mit mir zu reden. Als er mir Vorwürfe über meine ständige Abwesenheit von zu Hause machte, erwiderte ich: „Vati, das ist alles für deinen Volksentscheid.“ Da sahen wir uns an und lachten.

September 1926

„Liebe Mutti, Reni bildet den Mittelpunkt des Hauses. Eine Mutter wie Du ist doch immer benachteiligt, daß sie nicht sehen kann, wie

** Reni, damals drei Jahre, wurde geboren, als ich sechzehn Jahre alt war, ich liebte sie ganz besonders*

*** Georg Theodor 1850 – 1947, Mitbegründer der USPD. Seit 1924 führend in der Internationalen Arbeiterhilfe tätig.*

reizend und völlig anders ihre Kinder ohne sie sind. Seitdem Du das Haus verlassen, haben weder Binchen* noch Reni bei irgend etwas gemaunzt oder gequengelt.

Es ist so schön mit den Kleinen, daß ich, wenn ich nicht zur Partei bin, wirklich lieber zu Hause bleibe. Die Kleinen hängen an mir, sind böse, wenn ich mal nicht da bin.

Einstimmig hoffen wir, daß Mutti bald nicht mehr Hausangelegenheiten, wie Empfehlungen von Kohlgerichten, Mittel zur Zimmerreinigung, Mahnungen zum Erhalten des Verkehrs mit Verwandten und andere Ratgeber in allen Lebenslagen einfallen.“

„Schlachtensee, 20. September 1926

Lieber Jürgen! Viel Arbeit. Vorbereitung zum 7. November. Mit den Zehlendorfer Genossen einen Sprechchor einüben. Sonntag eine gute besuchte Demonstration und Versammlung zum 25. Bestehen der Gewerkschaftsinternationale – Amsterdamer. Ich wurde durch die ‚SPD-Kollegen‘ in Rage versetzt, als ein Gewerkschaftsfunktionär erschien und ein Plakat, das wir trugen, aus dem Zug entfernt wissen wollte. Trotz Widerspruchs aller trat er darauf zu und zerbrach es kurz und klein. Auf dem Plakat stand ‚Hinein in die Gewerkschaften – zum Klassenkampf‘. Das war den Herren zu radikal. Sie haben auch sonst eine unglaubliche Einstellung. Während bei uns in der Partei die Worte eines Jugendlichen, wenn sie was taugen, genauso bewertet werden wie die der Alten, wird einem in der Gewerkschaft der Satz abgeschnitten, und zwar wörtlich: ‚Wir sind schon lange in der Gewerkschaft, wie ihr alt seid. Was wollt ihr denn?‘

Närrisch, Dir solche Einzelheiten nach Amerika zu schreiben, aber ich stecke eben so in allem drin, wovon soll ich berichten, wenn nicht von dem, was mich beschäftigt.“

* sieben Jahre alt



Binchen und Reni im Alter von sieben und drei Jahren

An Jürgen:

September 1926

„Gestern war Dein Freund von der Bank da.* Um halb neun abends war er draußen, und um zwölf Uhr ging er mit dem Entschluß, in

** Gerhard Degenhardt wurde ein guter Genosse; in der Nazizeit verhaftet, arbeitete er nach seiner Freilassung illegal weiter und kam im zweiten Weltkrieg im Strafbataillon 999 um*

die KJ einzutreten. Am 21. 9. kommt er das erstemal mit mir mit ... Als wir auf die Arbeiterbewegung zu sprechen kamen, lobte ich die Naturfreude sehr, sagte aber zum Schluß: ‚Ich glaube, wenn man die Notwendigkeit von Klassenkampf und Revolution einsieht, dann sollte man zu der Organisation gehen, die Klassenkampf am direktesten betreibt, die den geradesten Weg zur Revolution geht.‘ Ich habe nichts beschönigt an der KJ, seinen Idealismus soweit wie möglich heruntergeschraubt, ihm eine ganze Menge Material mitgegeben. Ich weiß nicht, ob er sich hineinfinden wird.“

An Jürgen:

Oktober 1926

„... Dein Brief kam zu guter Stunde – das heißt, er kam zu schlechter Stunde und tat mir gut. Rolf* kam auf dem Nachhauseweg bis Steglitz mit. Wir sprachen über Rußland, proletarische Diktatur etc. Wenn er denkt, die Arbeiter sind nicht fähig, das Geringste aufzubauen, also wenn er überhaupt am Sozialismus zweifelt, bin ich einigermassen erregt und antworte. Es ist ja so schwer, zu diskutieren, weil er nur gefühlsmäßige Ansichten hat ohne das geringste wissenschaftliche Fundament in bezug auf Kommunismus. Für ihn ist es ja auch nur, als ob wir über ein Buch oder ein Bild verschiedene Ansichten hätten, während es bei mir um die wichtigsten Probleme, um die Lebensanschauung geht. In solchen Augenblicken ist er mir fremd. Wir haben uns beim Abschied nicht die Hand gegeben. Ich war so betäubt, daß ich vergaß, in Zehlendorf auszusteigen, lief nun von Schlachtensee um Mitternacht den langen, schönen Weg um den See heim, was mich infolge herrlichen nächtlichen Wetters ruhiger machte. Dann zu Hause war Dein Brief. Danach habe ich Stalins Werke, alles, was ich hatte, um mich aufgestapelt und die klarsten einfachen Zitate über Diktatur und Sozialismus herausgeschrieben. Viele Seiten lang. Das habe ich Rolf heute gegeben.“

** Mein Freund Rolf, vier Jahre älter als ich, kam aus einer bürgerlich-liberalen Familie; er studierte Architektur in Berlin*

„29. Oktober 1926

Lieber Jürgen! Neulich waren wir im Staatstheater. ‚Die Räuber‘, Regie: Piscator. Absolut was Neues. Von Schiller bleibt nicht viel. Geniale Regie. Spiel in Zimmern übereinander. Rolf war auch ganz begeistert. Die Parteiopposition in Rußland, Trotzki etc., ist anscheinend jetzt wirklich niedergerungen. Unsere Abgeordneten, Thema: Hohenzollernvergleich, haben sich gut im Reichstag benommen.

Der Kuczynski-Ausschuß hat bis auf einen dummen Brief keinen Finger gerührt. Die Sozialdemokraten sind einfach ..., entschuldige, aber es packt einen doch ungeheure Wut.

Die Feier zum 7. November in Zehlendorf wird dieses Jahr recht gut werden, schade, daß Du nicht da bist. Nächste Woche schicke ich eine Broschüre an Dich ab: ‚Probleme der proletarischen Diktatur‘. Im Sinne dieses Buches werden Kurse in allen Berliner Verwaltungsbezirken abgehalten. Sogar in Zehlendorf.“

„5. November 1926

Liebe Mutter, gestern Euer Brief eingetroffen. Schreibt lieber öfter, kürzer und interessanter. Da aber trotzdem daraus hervorgeht, wie glänzend es Euch geht, danke. Hier alles fabelhaft. Wenn Du sähest, wie blühend, kräftig und gesund die Kleinen aussehen, würdest Du Dir keine Sorgen machen. Wundere Dich nicht, daß in diesem Brief so wenig von ihnen steht. Ich bin zu erfüllt vom kommenden 7. November. Russische Revolutions-Gedenkfeier im Lindenpark, es wird voll werden. Rote Plakate leuchten von den Häusern Zehlendorfs. Neben der Einstudierung des Theaterstücks spiele ich mit: 1. russische Bäuerin, 2. Leiterin eines russischen Weltkongresses, 3. Sprecherin im Bewegungsschor, 4. im Sprechchor, 5. in den Massenszenen. Es spielen etwa 40 Leute mit. Da bring mal als schwaches Mädchen Ruhe und Ordnung hinein. Dank unserer Begeisterung ist es nicht allzu schwer, alle sind auf Schritt und Tritt in ihre Rolle versunken.“

„Schlachtensee, 9. November, Tag der ‚glorreichen‘ deutschen Revolution

Der 7. November war ein voller Erfolg. Der Lindenpark, größter Saal Zehlendorfs, ganz voll. Unsere haben fabelhaft gespielt. Fremde Leute kamen in Zehlendorf-Mitte auf den Straßen auf mich zu und drückten mir die Hand, weil es so schön gewesen sei. Der Maler F. war auch da, er hat mir ein farbig außerordentlich gutes Bild geschenkt, ‚Dem tapferen Mädchen‘.

Noch etwas: Brigitte*, Binchen und ich brauchen einen neuen Wintermantel. Wir haben zwar Binchen aus von Dir befohlenem Stoff einen gemacht, für Brigitte reichte er nicht, da sehr eingegangen, aber es ist ja schon ein uralter Stoff; er reißt wie Zunder. Also gib Anweisung, wieviel Geld ist da für Winterkleidung? Meine Briefe an Jürgen muß ich doch an ihn selbst schicken, um nicht seine und meine individuellen Gefühle zu verletzen; fürchtest Du einen wirtschaftlichen Zusammenbruch, dann werde ich versuchen, das Porto vom Taschengeld zu erschwingen.

Ich kann mir von Vatis Arbeit im ‚Council‘ keine Vorstellungen machen. Besteht sie aus Austernessen und Arbeit mit den Trustherren? Dann ist mir der Deutschland-Volksentscheid-Vater lieber!“

„15. November 1926

Lieber Jürgen! ... Morgen ist der letzte Abend des Parteikursus. Ich habe dabei gelernt. Die Tatsachen hatte ich ja schon nach Lesen des Buches intus, aber die Art, wie man solchen Kursus führt, war mir wichtig. Jetzt gehe ich regelmäßig zur KJ nach Steglitz. Hier in der Partei ist zu wenig los.

Ist die Not am größten, Brüderlein am nächsten. Dasselbe anders ausgedrückt: Dein Dollar kam im richtigen Augenblick. Er ermöglichte mir, zweimal mit einem arbeitslosen Genossen ins Kino zu gehen. Russischer Film ‚Sohn der Berge‘, russischer Film ‚Der schwarze Sonntag 1905‘, beide gut, aber nicht an ‚Potjomkin‘ ranreichend. Weiter: Zum Fest des ‚Roten Frontkämpferbundes‘ zu gehen

* sechzehn Jahre alt

und hier von acht Uhr abends bis drei Uhr morgens zu tanzen. Keinen Tanz gegessen. Mich fabelhaft amüsiert. Weiter: Masereels ‚Stundenbuch‘ (165 Holzschnitte), das endlich in einer Volksausgabe billig erschienen ist, anzuschaffen.

Warum habt Ihr Mutti schon auf uns losgelassen? Das heißt, ich bin Deiner Meinung, daß sie eine fabelhafte Frau ist, die man auch so, außer daß sie unsere Mutter ist, liebt – aber die herrliche Zeit der Freiheit, wo man um halb zwölf nachts von Rolf wegging und glücklich in den Omnibus 20 stieg, ist nun vorbei. Und außerdem ist Mutti ohne Vati doch nur ein halber Mensch.

Neulich schrieb ein Freund Degenhardts einen Hilfebrief. Was ist Kommunismus? Degenhardt hatte ihm von mir erzählt. Er kam also eines Abends raus. Er wird sich einige von mir genannte Bücher kaufen. Pause. Drei Karos Milkschokolade werden verzehrt. Rolf hat mir eine Tafel geschenkt. Nicht etwa gekauft! So’n Blödsinn machen wir nicht. Aber wenn er so was geschenkt gekriegt hat, hebt er es mir immer auf.

Rolf tritt in die ‚Rote Hilfe‘ ein. Natürlich würde er sich über jeden KPD-Sieg freuen, er würde uns, und tut es auch, mit Arbeit und Geld, Markenabkaufen usw. unterstützen. Und mehr als manche Genossinnen und Genossen achtet er darauf, daß ich zu allem gehe. Etwas schießenzulassen um seinetwillen, hält er genauso wie ich für unmöglich; mich als Kommunistin zu wissen bedeutet ihm etwas – also da liegen keine Hindernisse. Für mich ist sein Eintritt in die Partei, falls wir zusammenbleiben, nur eine Zeitfrage, ausgedehnt auf zwei Jahre sicher noch.

Von Stalin ‚Probleme des Leninismus‘ ist jetzt erschienen. Soll sehr wesentlich sein, kostet leider 4,50 Mark. Soll ich es Dir vielleicht zu Weihnachten schicken? ... In ‚Probleme des Leninismus‘ gelesen, zu 20 Seiten habe ich armer Idiot drei Stunden gebraucht, und sechs Zettel mit Fragen liegen drin.“

An Jürgen:

„9. Dezember 1926

Auf dem Fußboden ein Haufen ungestopfter Strümpfe, auf dem

Schreibtisch die AIZ* und ein angefangenes Buch von Polgar, ‚Orchester von oben‘. Daneben als Aufgabe nach diesem Brief eine Aktenmappe mit Material zum Luxemburg-Liebknecht-Lenin-Gedenktage Mitte Januar. Da werde ich – bin jetzt Agitprop-leiter der Partei, 10. Bezirk – wieder was Öffentliches machen, aber nicht Stil 7. November, sondern einen öffentlichen Gruppenabend. Man kann dann besser mit den Sympathisierenden, die kommen, in Fühlung treten.“

„17. Januar 1927

Lieber Jürgen, in den letzten Tagen war viel los. Kostümfest**: ‚Jenseits von Sch... und Sch...‘ – von Schmutz und Schund. Hab mich fabelhaft amüsiert. Mein Kostüm – knallrot leuchtend, ganz kurz anliegende Höschen, enger Kittel, steifer Kragen. Es gibt Leute, die behaupten, ich hätte 20 Jungens geküßt, aber wenn man Rolf nicht mitrechnet, waren es höchstens 19.

Sonntag früh, halb sieben, war ich zu Hause. Zwei Stunden später fuhr ich bereits wieder nach Berlin zum Parteikursus im Preussischen Landtag. Der ist zentral, jeden zweiten Sonntag von neun bis vier Uhr, fabelhaft. Siehst Du, das ist für mich das Gute am kleinen Bezirk wie Zehlendorf. Ist wo was los, werde ich geschickt. Aus jedem Bezirk nimmt nur einer daran teil. Steglitz hat über 200 Genossen als nächstgrößter Bezirk, da würde die Wahl nie auf mich fallen. In diesem Kursus lerne ich natürlich viel. Anbei schicke ich Dir Dein ‚Rote-Hilfe-Buch‘, Du kannst in Washington sicher weiterkleben. Gerd Degenhardt sehe ich ungefähr einmal im Monat.“

„2. April 1927

Also, lieber Bruder Jürgen, von meiner Arbeit bei Ullstein hast Du schon erfahren. Heute der zweite Tag, Zeitschriften und Propagandaabteilung-Archiv, Kochstraße 23, 4. Stock.

Ich freue mich sehr auf die neue Art von Parteiarbeit, die mich in der Betriebszelle Ullstein erwartet.

* *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*

** *Akademie der Künste*



13. Mai 1927, ... es ist merkwürdig, übermorgen 20 Jahre alt zu werden

Du schreibst, Du wirst ein Buch herausgeben, das viel von Arbeitern gelesen werden soll. Für mich war es schon schwer, den Aufsatz zu lesen, für wirtschaftlich noch weniger Vorgebildete ist es noch schwieriger. Sage alles einfacher, kurze Sätze, Du sollst Deine Ideen nicht vergrößern, aber durch Einfachheit der Erklärungen vermeiden, daß sie nur halb verstanden werden. Manchmal macht es eine Sache nur komplizierter, wenn man sie, um sie recht eindringlich zu machen, in zwei bis drei Sätzen, nur in anderen Bildern, in anderer Satzform wiedergibt.

Wundere Dich nicht über meine Bemäkelung, erstens bin ich nur ein

armer Laie Dir gegenüber, und zweitens, daß ich Dich als erstes immer bewundere und für einen besonderen Menschen halte, braucht nicht betont zu werden.“

„13. Mai 1927

Lieber Bruder, Dank für Dein Geburtstagsgeschenk, ich hoffe, es in Deinem Sinne anzuwenden: Kauf eines Badeanzugs – in Deinem Sinne, da Du als Spießer nicht für Nacktbaden bist. Eintritt zur ‚Roten-Hilfe-Kundgebung‘ Sonnabend im Sportpalast. Auffrischung meines Briefpapiers, damit ich nicht – noch dazu während der Geschäftszeit – mich an Ullsteins vergreifen muß! Und Bücher, Bücher und nochmals Bücher. ... Politisch bin ich den besetzten Abenden nach nicht überlastet, aber doch ganz tätig. Vor 14 Tagen erschien bereits ein Kommentar von mir über Ullstein in der ‚Roten Fahne‘, die dann in 1200 Exemplaren hier gratis vor den Eingängen verteilt wurde und ziemlich eingeschlagen hat. Übrigens ist es merkwürdig, übermorgen 20 Jahre alt zu werden.“

An Jürgen:

„26. August 1927

Jetzt das freudigste Ereignis der letzten Zeit: Vater hat wohl schon die von Arthur Hollitscher* gekaufte Bibliothek erwähnt. Fabelhaft, sage ich Dir, fast alle Sachen vom Verlag Die Schmiede, z. B. die Reihe ‚Außenseiter der Gesellschaft‘. Viel Fischer Verlag. Ca. fünf Bände Wassermann, ca. fünf Bände Thomas Mann, den ganzen Fontane, zehn Bände. Larissa Reisners Sachen. Shaw, Upton Sinclair, Galsworthy. Alle Bände Protokolle der Kommunistischen Internationale. Viele ‚Neue Rundschau‘ – habe ich noch nicht geordnet.

Die Bibliothek unten ist restlos ausgefüllt. Mutter war natürlich außer sich über den Bücherkauf und sieht uns durch diese Ausgabe bereits am Hungertuch nagen.“

** Linksradikaler Schriftsteller, Freund der SU, er besuchte Vater häufig in Schlachtensee, 1941 gestorben*

An Jürgen:

September 1927

„Gestern war die erste Probe zur Feier des 10. Jahrestages Sowjetrußlands am 7. November in Zehlendorf. Diese zwei Monate Arbeit mit den Zehlendorfern werden mir Freude machen. Sonst arbeite ich hier in Berlin in der Betriebszelle.

An den freien Abenden bin ich immer am See. Ich glaube, daß ich in bezug auf Wohnraum anspruchslos leben kann, aber nicht in bezug auf Landschaft. Lieber täglich stundenlanger Weg zur Stadt und zum Häusermeer, Kampf und Hetze mit Omnibus und Elektrischer, einsamer dunkler Weg beim Nachhausekommen, aber irgendwann, sei es nur eine halbe Stunde, draußen sein ...“

Vater leitete die Delegation zur 10-Jahr-Feier der russischen Revolution am 7. November 1927, Johannes R. Becher und Käthe Kollwitz waren Mitglieder dieser Delegation.

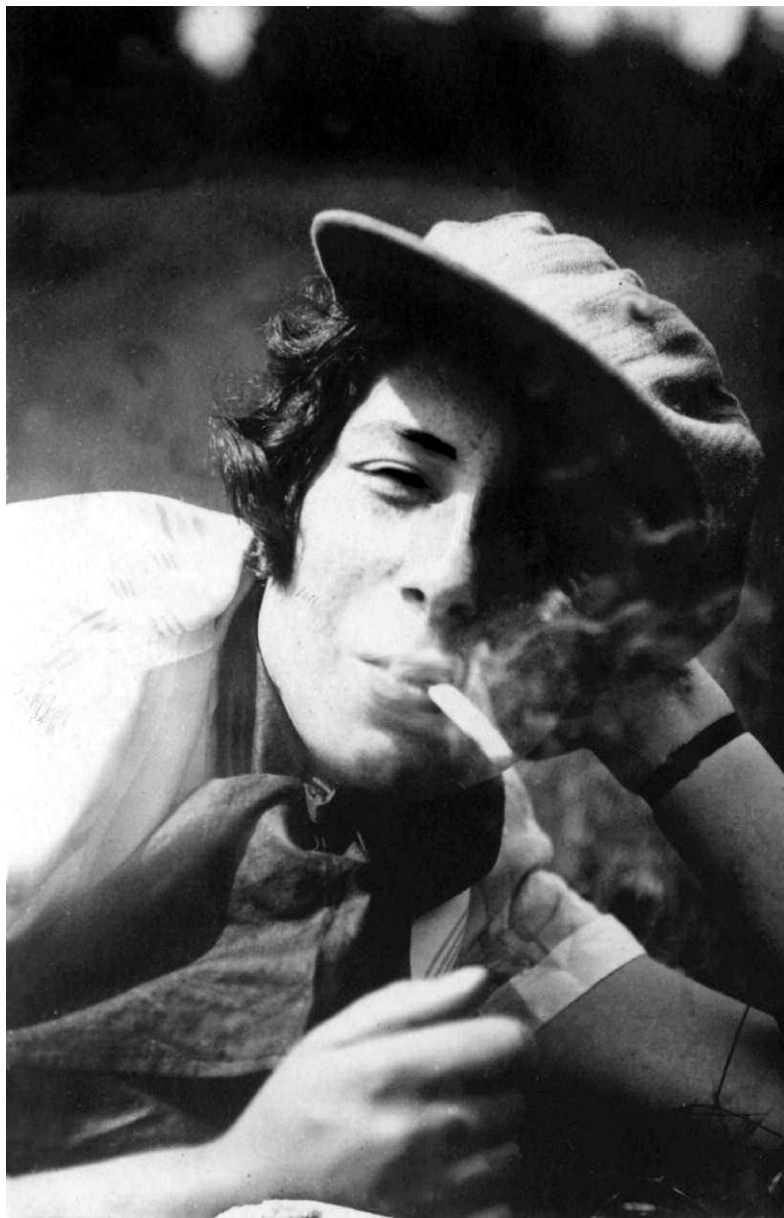
An Jürgen:

„20. November 1927

... Vater ist aus Rußland zurück. Es war sehr schön, sein Ankommen. Morgens ganz früh holte ich ihn mit Mutter von der Bahn ab. Schon die Begrüßung der beiden. In dieser Sekunde mußte die Umgebung auf zehn Meilen im Umkreis fühlen, wie Mutter und Vater zueinander gehörten, dabei war eigentlich gar nichts Besonderes; man kann es nicht so beschreiben.

Das wesentlichste für mich sein erster Satz: ‚Bisher habe ich nie verstanden, warum England Krieg gegen Rußland will, jetzt verstehe ich es, ich finde es von Englands Seite aus berechtigt. Kein kapitalistischer Staat kann das mit ansehen, wie ein nichtkapitalistischer, ein kommunistischer Staat aufblüht und von Jahr zu Jahr große Erfolge hat.‘ Ich habe bald geheult vor Freude, denn wenn Vati Rußland nicht bejaht hätte! Es wäre schrecklich gewesen.“

1928 wurde meine politische Aktivität den Brüdern Ullstein bekannt. Ich glaube, es war Hermann Ullstein, der mir in einem Gespräch nahe-



Vor der großen Reise, 1927

legte „auszuscheiden, da in einem demokratischen Betrieb keinerlei Aufstiegsmöglichkeiten für Kommunisten vorhanden sind.“ Ich kannte manchen nationalistischen Mitarbeiter, der „Aufstiegsmöglichkeiten“ besaß.

Nun war ich erwerbslos. Vater schlug mir einen Aufenthalt in den USA vor. Ich arbeitete mehrere Monate in einer Buchhandlung in New York. Rolf schloß inzwischen sein Studium als Architekt ab. Ich kehrte zurück, und 1929 heirateten wir.

Ich fand keine Arbeit.

Jürgen hatte kurz zuvor Marguerite, eine junge Elsässerin, geheiratet, die wir alle sehr schätzten. Sie war eine echte Wissenschaftlerin, bescheiden, klug und gebildet.

Ein Brief vom Mai 1930 aus Berlin, an Jürgen und Marguerite gerichtet, zeigt, daß ich noch nicht wußte, welche tiefgehende Veränderungen wenige Wochen später für mich eintreten würden. Ich gratulierte ihnen zur Übersetzung eines von beiden gemeinsam geschriebenen Buches ins Russische („Der Fabrikarbeiter in der amerikanischen Wirtschaft“), bat sie, herauszufinden, welche Marxbiographien in der SU erschienen sind, und erwähnte, daß ich „Beer, Geschichte des Sozialismus“ lesen werde.

Dazu bin ich nicht mehr gekommen ...

China

1930–33

Rolf und ich hatten oft davon gesprochen, wie schön es wäre, die Welt kennenzulernen. Die schlechte wirtschaftliche Lage in Deutschland verstärkte unseren Wunsch. Wir hatten daher Rolfs guten Freund Walter, den Vertreter eines großen deutschen Konzerns in China, gebeten, die Augen offenzuhalten.

Eines Tages kam ein Telegramm von Walter, ein Zeitungsinserat besage, der Shanghai Municipal Council (SMC) suche einen Architekten. Der SMC war die englische Stadtverwaltung, der ein großer Teil Shanghais unterstand. Rolf telegrafierte seine Bewerbung. Sie wurde angenommen mit der Bedingung, daß er umgehend anfangen müsse.

Mich begeisterte die Aussicht, als deutscher Kommunist mit den verfolgten Genossen in China zusammenzuarbeiten; ich meldete mich beim Zentralkomitee unserer Partei, das auch über meinen Aufenthalt in den USA Bescheid gewußt hatte. Es muß sonderbar für die Genossen gewesen sein, als ich ihnen burschikos und zugleich naiv diesen Vorschlag machte. Ausgezeichnet hatte ich mich bisher in keiner Weise. Sie sprachen mit mir über den Ernst der Lage in China, über die strenge Illegalität und die Gefahren, denen dort jeder Kommunist ausgesetzt war.

In einem zweiten Gespräch sagten sie mir, daß ich nach meiner Ankunft in Shanghai eine Verbindung erhalten würde. Ich hinterließ die Adresse von Walter, bei dem wir zunächst wohnen wollten.

Da der Architekt von Shanghai aus eingestellt werden sollte, wurde uns entgegen den üblichen Gepflogenheiten bei Anstellungen im Ausland nicht die Anreise von der Dienststelle bezahlt; auch der Vertrag sollte erst nach längerer Probezeit abgeschlossen werden. Die Reise kostete unsere letzten Reserven; falls Shanghai ein Mißerfolg wurde, hatten wir nicht das Geld für die Rückkehr.



In China, 1930

Im Juli 1930 verließen wir Deutschland. Wir fuhren nach Moskau und von dort mit dem Transsibirien-Express bis an die östliche Grenze der Sowjetunion. Wir reisten nicht wie andere Ausländer erster Klasse; um zu sparen, aßen wir auch nicht im Speisewagen, sondern kochten mit einem kleinen Trockenspiritusbrenner auf dem Waggonboden heimlich ein paar Suppenwürfel. Außerdem hatten wir Brot, Dauerwurst und Schmalz im Gepäck.

Wir spielten viel Schach, oder ich lag bäuchlings auf der oberen Liege und ließ die Landschaften an mir vorüberziehen: den Ural, die Städte Swerdlowsk, Omsk, Irkutsk, den herrlichen Baikalsee, die Steppe und die endlosen Birkenwälder. Ich liebte die unvorhergesehenen Pausen auf der Strecke. Einmal hielten wir zwei Stunden lang an einer Waldwiese. Die Trittbretter waren zu hoch zum Absteigen, doch jeder sehnte sich nach Bewegung und frischer Luft. Männer sprangen aus allen Abteilen, und die Frauen sprangen ihnen in die Arme. Fröhlichkeit griff um sich; eine Ziehharmonika erklang, es wurde getanzt. Wir schauten zu, Hände griffen nach uns, und wir tanzten mit, berührt von der Warmherzigkeit und dem Frohsinn der Menschen.

In der Mandschurei begann die ostchinesische Eisenbahn, in Tschangtschun die sündmandschurische Linie. Vierzehn Tage dauerte die Bahnfahrt insgesamt. Wir fuhren bis Dairen und von dort mit dem Schiff ungefähr tausend Kilometer bis Shanghai.

Bei der Ankunft im Hafen war ich entsetzt über das Ausmaß der Ausbeutung und der Armut, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Lastenträger verließen den Bauch eines Schiffes und gingen so dicht hintereinander über die schräg auf den Kai stoßenden Bretter, daß sich ihre Bambusstangen, an denen schwere Lasten hingen, fast berührten. Der Schweiß lief über die nackten Oberkörper; am Hals, an der Stirn und den Beinen traten die Adern dick hervor. Knoblauch- und Schweißgeruch wehten von diesem Fließband aus Menschen zu den Reisenden herüber. In schwimmenden Bottichen umzingelten Bettler unser Schiff; klagende Invaliden mit Arm- und Beinstümpfen, Kinder mit eiternden Wunden, manche blind, manche haarlos mit verkrusteten Köpfen.

Am Kai stand Walter in hellem Leinenanzug, den Tropenhelm auf

*In schwimmenden Bottichen
umzingelten Bettler unser Schiff*



dem blonden Haar, und daneben seine elegante Frau mit einem riesigen Blumenstrauß als Willkommensgruß. Im Haus empfing uns ein chinesischer Diener; in weißen Handschuhen servierte er eisgekühlte Getränke.

Wir wohnten bei Walter. In unseren zwei Zimmern unterm Dach fing sich die drückende Hitze. Moskitos saßen im Netz über dem Bett. Es begann die erste Nacht im fremden Land.

Rolf hatte eine angesehene Stellung, wir wurden viel zu Partys eingeladen und mußten uns revanchieren – Damen besuchten mich und erwarteten Gegenbesuche –, eine fremde Welt, die ich haßte und die im krassen Gegensatz zu meinem bisherigen Leben stand. Ich wehrte mich nicht dagegen; mir war klar, wollte ich jemals illegal als Kommunist arbeiten, war ein äußerlich bürgerliches Leben eine wichtige Sicherung.

Wochen und Monate wartete ich auf Nachricht von der Partei.

Aus Briefen nach Hause:

„... Shanghai ist für einen Menschen, der wie ich immer voll beschäftigt war, langweilig, außer wenn man beruflich arbeitet. Zu Hause kann man nichts tun, alles machen der Boy, der Koch und der Kuli. Die Hitze ist einfach so, daß man nichts unternimmt. Es ist nicht Glut-, sondern Feuchtigkeitshitze. Man schwitzt in phantastischer Weise, es perlt nicht etwa, sondern läuft.“

„... Die Sonntage/Sonntage werden bei Dr. Wilhelm, einem bekannten Rechtsanwalt, verbracht. Ein Teil der Gäste spielt Tennis, die anderen liegen im Garten auf Liegestühlen; es werden Tee, Whisky-Soda und Fruchteis gereicht. Dr. Wilhelms Schlagwort ist ‚low class people‘ (Menschen niedriger Klasse). Zum Beispiel: ‚Da kann man nicht hingehen, nur low class people gehen.‘ Also ganz ein Mann nach meinem Geschmack!“

„... Zunächst noch einmal ein Klagegedicht auf die Europäer. Die Frauen sind absolute Luxustierchen, weder Beruf noch Haushalt, noch wissenschaftliche oder künstlerische Interessen; nicht einmal um ihre Kinder kümmern sie sich. Die Männer sind etwas besser, weil sie wenigstens einen Beruf haben, wenigstens ein bißchen arbeiten ... Gestern zum Tee ... Es ist immer dasselbe, ich habe so etwas schon ein paarmal mit Deutschen, Weißrussen (russische Emigranten) und Amerikanern mitgemacht. Erst kurzer Tratsch über Bridge und Mah-Jongg, dann das letzte Hunderennen; der letzte Film; bis auf ein Kino ist alles überflutet mit amerikanischen Sprechfilmen, meist Revueszenen und Singspielchen blödesten Charakters. Davon ist hier alles begeistert.“

„... Neulich Weegolf, in Shanghai sehr beliebt, gespielt; wenn wir nun noch Mah-Jongg und Bridge und Angestellte anschauen lernen, sind wir hundertprozentige Shanghaier ...“

„... Bernstein (aus Breslau) ist Junggeselle und ein bißchen Sonderling. Während des Krieges (1914–1918) verlebte er, wie er selbst sagte, ‚seine schönsten Jahre‘ als Zivilgefangener in Britisch-Indien, wo er mit Freunden gut essend, Sport treibend die Zeit verbrachte. Als der Friede kam, sagten sie: ‚Der Friede ist ausgebrochen.‘ Ihm sind Probleme, ob der Mensch an sich gut oder schlecht ist, wichtig.



Bettler in Shanghai bei 2 Grad Kälte

Daß es Leute gibt, denen wichtiger ist, ob sie genug zu essen haben, begreift er nicht. Er verkauft nämlich massenhaft Lokomotiven, die genug ‚Brot‘ abwerfen, für Orenstein & Koppel. (Berliner Betrieb mit 36 Millionen Mark Kapital. Die Berliner Arbeiter nannten ihn: ‚Ohrenschmalz und Popel‘.) Natürlich sind die meisten hier draußen so.“

„... Lehrer Kuck ist ein Jüngling mit glatt angeklatschten blonden Haaren und Mittelscheitel, mit weit aufgerissenen Augen und Hornbrille. Ursprünglich wollte er Viehzüchter werden, jetzt ist er Kinderzüchter (an der deutschen Schule in Shanghai).

Jeden Sonntagvormittag geht er in das Konzert des Städtischen Orchesters, hört versunken zu und ißt dabei Feigen. Jeden Sonntagnachmittag geht er Hockey spielen mit der deutschen Truppe gegen die indischen langbärtigen, dünnbeinigen Polizisten.

Dann ist da noch Ehepaar Kann. Sie ist die Seele des hiesigen deutschen Theatervereins; er ist die Seele des Art Clubs (Künstlerclub), beruflich Börsenmakler. Er hätte lieber bei seinen Leisten bleiben sollen, denn der Art Club ist gar nichts aufregendes, leider. Wäre sonst auch nett für Rolf gewesen.“

Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-355-0192-7

2. Auflage dieser Ausgabe, 2024
© 2006 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

Die Fotos auf den Seiten 348, 349 und 357 sind von Gisela Hamburger-Harich.
Die anderen Abbildungen stammen aus dem Archiv von Ruth Werner.

Umschlagentwurf: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Fotos von Ruth Werner

Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

www.eulenspiegel.com